

An Stelle von Heimat halte ich die Verwandlungen der Welt (Nelly Sachs)

Sehr geehrte Yoko Tawada,

sehr geehrte Frau Bürgermeisterin, liebe Gäste aus Politik und Kultur,

sehr geehrtes Publikum und liebe Jury,

vor fast genau 60 Jahren kamen 230 Kilometer von hier, in der Frankfurter Paulskirche, Herren in dunklen Anzügen zusammen, um die jüdische Dichterin Nelly Sachs als erste Frau mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zu ehren.

Anders als alle vorherigen Preisträger hielt Sachs nur eine sehr kurze Ansprache, dann verlas sie sieben Gedichte. Vielleicht wollte sie in Deutschland nicht allzu viel über Frieden sprechen, weil sie mit ihrem Werk gar nicht für Versöhnung und die Läuterung der deutschen Schuld eintreten wollte. Hierzu hat Max Czollek einige sehr bedenkenswerte Anmerkungen. Wahrscheinlich fühlte sie sich allein in ihren Gedichten sicher, weil sie schon zu entrückt war von der Welt.

Sachs, gerade so der Deportation durch die Nazis entkommen, lebte in Stockholm im Exil, in einer winzigen Wohnung. Zerbrechlich und gebrochen, oft von psychischen Krisen heimgesucht, fand sie Trost im Mystischen, im Religiösen, in Symbolen von Wandlung und Auferstehung.

Eines der Gedichte, die sie in der Paulskirche verlas, trägt den Titel

SO EINSAM IST DER MENSCH

Sucht gen Osten

Wo die Melancholia im Dämmerungsgesicht erscheint

Rot ist der Osten vom Hähnekrähen

O höre mich –

In der Löwensucht

Und im peitschenden Blitz des Äquators

Zu vergehn

O höre mich –

Mit den Kindergesichtern der Cherubim zu verwelken

Am Abend

O höre mich –

Im blauen Norden der Windrose wachend zur Nacht

Schon eine Knospe Tod auf den Lidern

So weiter zur Quelle

Dieses Gedicht hatte Nelly Sachs vier Jahre zuvor geschrieben. 1961. Das Jahr, in dem die Stadt Dortmund die Stiftung und den Preis einrichtete, zu dessen Verleihung an Yoko Tawada wir heute wieder zusammengefunden haben. Sachs schickte es am 1. Mai desselben Jahres an ihren Brieffreund Paul Celan, der im Exil in Paris lebte.

Celan antwortete wenige Tage später per Brief: »Ich danke dir – wir danken dir, meine liebe Nelly, für dein Gedicht. In einsamster Stunde: Ich danke dir. Ich höre dich.«

Fast sechzehn Jahre lang führten Sachs und Celan einen Briefwechsel. Zwei Seelenverwandte, die sich schuldig fühlten, weil sie die Shoa überlebt hatten. »Zwischen Paris und Stockholm läuft der Meridian des Schmerzes und des Trostes«, beschrieb Sachs diese Verbindung.

»Zwischen Stockholm und Paris verläuft der Meridian des Schmerzes und des Trostes«, zitiert Patrik, ein junger Celan-Forscher aus Berlin, in Yoko Tawadas Roman *Paul Celan und der chinesische Engel* von 2020 diese Zeile aus dem Briefwechsel.

Er hat gerade in einem Café den Chinesen Leo-Eric kennengelernt, dessen Großvater Heilmedizin praktizierte. Patrik kennt Meridiane nur als Längengrade, die zusammen mit den Breitengraden ein Koordinatensystem der Erde bilden, geografische Orte eindeutig bestimmbar machen. Leo-Eric macht ihn mit einer anderen Art von Meridianen vertraut, die in der chinesischen Medizin Energieleitbahnen im Körper beschreiben. Mit seiner Hilfe kommt Patrik, der mit seinen Forschungen in einer Sackgasse steckt, auf neue Deutungsmöglichkeiten für Meridiane und Fadensonnen in Celans Werk.

Eine zufällige Begegnung, der Vergleich zweier Konzepte in unterschiedlichen Kulturräumen und Sprachen spinnt neue Fäden zwischen den Welten, schafft neue Verbindungen. Bei Paul Celan ist der Meridian die poetische Linie: eine unsichtbare, fragile Verbindung zwischen Ich und Du, zwischen Sprache und Welt. Er markiert nicht einen festen Ort, sondern eine Verbindung und Begegnung.

Yoko Tawada haben Paul Celans Gedichte nicht losgelassen, seit sie sie zum ersten Mal als Deutschschülerin im Radio hörte. In einem frühen Aufsatz beschreibt sie, wie ihr auffiel, dass die japanische Übersetzung seines Gedichts *Kristall* in der Zeile »Sieben

Rosen später rauscht der Brunnen« exakt sieben Mal einen bestimmten Bestandteil eines Ideogramms enthält. Celan konnte weder Japanisch noch Chinesisch – also ein Zufall der besonderen Art? Ja, und ein kleiner Vorbote einer magischen Beziehung, der Korrespondenz von Tawadas und Celans poetologischem Kosmos.

Tawadas Schreiben bewegt sich, wie Celans, auf den Verbindungslinien. »Das Interessante liegt im Dazwischen«, sagt sie, in jenem Raum also, der Welten, Menschen und Sprachen nicht trennt, sondern verknüpft. Und sie befindet sich auch selbst gerne, daran lässt sie ihre Leser*innen teilhaben, im Dazwischen.

Ein beliebter, ja beinahe emblematischer Ort für das Schreiben ist bei Tawada der Zug: ein langsames Fortbewegungsmittel in einer immer schneller werdenden Welt, ein Ort der Selbstbefragung, der Kontemplation, der Reflexion. Die Reise ist für sie eine Zeit der Gedankenexperimente, des Schwelgens in der Erforschung interkultureller und sprachinterner Möglichkeiten.

Schon der Gründungsmythos ihrer Autorinnenexistenz basiert auf einer solchen Zugreise. Yoko Tawada, geboren 1960 in Tokio als Tochter eines Buchhändlers, studierte an der Waseda-Universität Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Russische Literatur. Mit neunzehn Jahren stieg sie in die Transsibirische Eisenbahn – und erst in Hamburg wieder aus. Ein mutiger Schritt ist das, die Eltern zu verlassen und, ein paar Jahre später, alleine in einem anderen Land, einem anderen Sprachraum ein neues Leben zu beginnen. Sie habe, sagt sie, dabei keine Grenzen überschritten. Sie sei einfach in einen Zug eingestiegen und woanders wieder ausgestiegen.

Es war der Beginn einer lebenslangen Reise im Denken und im Sein, die sie zur Schöpferin eines vielgestaltigen Werks aus Lyrik, Prosa, Essays, Theaterstücken, Zeitungskolumnen und Hörspielen machte: in deutscher und in japanischer Sprache. Von dieser ersten großen Zugreise erzählt sie 1991 in *Wo Europa anfängt*. Von einer Bewegung durch Raum und Wahrnehmung zugleich, in der sich die Ich-Erzählerin einem Kontinent nähert, der in ihrer Vorstellung von Mythen, Klischees und Sprachbildern überlagert ist. Je näher sie Europa kommt, desto unklarer wird, wo es eigentlich beginnt: geografisch, kulturell, sprachlich.

»Europa fängt nicht erst in Moskau an, sondern schon vorher. Ich blickte aus dem Fenster und sah ein mannshohes Schild, auf dem zwei Pfeile gezeichnet waren und darunter jeweils die Worte Europa und Asien. ›Wir sind schon in Europa‹, rief ich zu Mascha, die im Abteil Tee trank. ›Ja, hinter dem Ural ist alles Europa.‹ antwortete sie ungerührt. Ich ging zu einem Franzosen, dem einzigen Ausländer im Wagen außer mir, und erzählte ihm, dass Europa nicht erst in Moskau anfinge. Er lachte kurz und sagte, Moskau sei NICHT Europa.«

Von 1982 an studierte Tawada Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg. Während sie ein Praktikum im Grossehaus Wegner machte, begegnete sie – in einer S-Bahn, ausgerechnet – dem Japanologen Peter Pörtner, der ihr lebenslanger Übersetzer ins Deutsche werden sollte.

Über ihn kam sie zum konkursbuchverlag Claudia Gehrke. Dort erscheinen bis heute, seit fast vierzig Jahren, all ihre deutschen Bücher. Knapp dreißig Titel sind jederzeit lieferbar – ein literarisches Lebenswerk in beständiger Begleitung durch einen engagierten und treuen unabhängigen Verlag. Die Machart der Bücher ist außergewöhnlich liebevoll: Ein Foto der Haut eines Orangenfilets als Vorsatzpapier, ein japanischer Roman im deutschen Buch, Texte von vorne wie von hinten lesbar, Scans von deutschen Grammatikbüchern aus dem Hintergrund flimmernd, Bildausschnitte von erotischen Kunstwerken, Zeichnungen von Yoko Tawada selbst, transparente Seiten ... Immer erzählt die Gestaltung ganz eigene, assoziierbare Parallelgeschichten.

1987 erschien Tawadas erstes Werk in Deutschland: *Nur da, wo du bist, da ist nichts* – eine ursprünglich auf Japanisch verfasste Sammlung von Prosastücken und Gedichten.

Es folgte zwei Jahre später *Das Bad*, die Geschichte einer jungen Dolmetscherin, die auf der Arbeit zusammenbricht und auf einer Hoteltoilette eine Frau trifft, die sie nach Hause begleitet. Später erfährt die Dolmetscherin, dass diese Frau längst gestorben ist, und dass sie selbst diese Frau ist. Das Ich, das am Anfang noch greifbar und deutlich war, schwimmt zusehends. Erst verliert es die Fähigkeit zu sprechen, dann zu lesen, schließlich sogar die Augen. Am Ende steht die vollkommene Auflösung: eine poetische Körperstudie mit Horrortouch, die Geschichte einer weiblichen Metamorphose.

Besonders freudebringend sind Tawadas literarische Essays, in denen sie Welten zwischen den Sprachen erkundet. In *Talisman*, ihrem ersten Essayband, beschreibt sie 1996 die Entdeckung ihrer »Sprachmutter« in Deutschland, der Schreibmaschine.

»Sie hatte einen großen, breit tätowierten Körper, auf dem alle Buchstaben des Alphabets zu sehen waren. Wenn ich mich vor sie hinsetzte, hatte ich das Gefühl, dass sie mir eine Sprache anbot. Ihr Angebot änderte zwar nichts daran, dass Deutsch nicht meine Muttersprache ist, aber dafür bekam ich eine neue Sprachmutter. (...) Wenn man eine neue Sprachmutter hat, kann man eine zweite Kindheit erleben.« Immer wieder gelingt es Tawada, spielerisch-assoziativ und liebevoll-verschmitzt Besonderheiten des Deutschen, die uns sonst verborgen bleiben, hervorzuheben. So heilt sie uns von der Blindheit, die durch zu große Nähe zur eigenen Sprache entsteht.

»In der Muttersprache sind die Worte den Menschen angeheftet« schreibt sie, »sodass man selten spielerische Freude an der Sprache empfinden kann. Dort klammern sich die Gedanken so fest an die Worte, dass weder die ersten noch die letzteren frei fliegen können.« Mit ihrer Sprachmutter spürt sie Merkwürdigkeiten auf, seziiert Bedeutungen, kommentiert mit Hintersinn und Witz. Aus dem Text *Vierundzwanzig*: »An einem einzigen Faden hängt mein Gehirn als Päckchen, schwebt im Seitenwind und denkt nicht einmal daran, an nichts zu denken. Das Unterkieferbein, das Nasenbein und das Tränenbein. So viele Beine im Kopf. Verpackt in einer dünnen Haut. Sie werden in einem Spielzeugladen angeboten. Ich bin keine Marionette, höchstens ein Mobile.«

Auch ihre anderen Sammlungen von literarischen Essays *Überseesungen* von 2002, *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* von 2007 und *akzentfrei* von 2016 begeistern Studierende, Übersetzende und alle, die sich für Wörter interessieren. Trotz ihrer Vielschichtigkeit und vielen verborgenen Deutungsebenen lesen sich Tawadas Texte erstaunlich leicht und sind nahe am Alltag. Durch ihre häufige Verbindung von Sprache und Körper sind sie sinnlich und machen mit ihrer Lust am Spiel den Eros der Literatur erfahrbar.

In Japan, Korea, den USA und anderen Ländern wird Yoko Tawada längst als literarischer Megastar gefeiert, während man im zugeknöpften und realismuszentrierten Deutschland manchmal noch etwas zögert, sie zu begreifen, so frei, so unklassifizierbar ist ihr Schreiben. Hören wir dazu noch einmal Patrik, den

Celan-Forscher: »Nach dem Krieg in Deutschland erlaubt man sich nicht, einen süßen Geschmack aus der bitteren Mandel zu ziehen. Wer ein Märchen erzählt, wird nicht ernst genommen, egal ob es sich um Schwäne oder um Nussknacker handelt.«

Tawadas Texte sind oft märchenhaft, und sie sind fließend und frei. *Ein Balkonplatz für flüchtige Abende* von 2016 führt durch Zwischenräume von Ort und Zeit: Eine Loreley verirrt sich an die Elbe, Figuren wechseln mühelos zwischen Identitäten, Geschlechtern und Welten. Jede Öffnung in der Landschaft entpuppt sich als Durchgang zu einer anderen Welt. Der Keller in einer Kneipe führt in die islamische Welt, ein botanischer Garten zum Theater, die Elbe zum Rhein, ein Foto im Zimmer nach Tibet ... Alles verwandelt sich.

Die Protagonist*innen ihrer Romane sind häufig entwurzelte und zerrüttete, etwas abseitsstehende Menschen (und Tiere). *Sendbo-o-te*, ein Roman, für den Tawada in den USA 2018 den National Book Award for translated Literature erhielt, erzählt von einem Japan, das nach einer Katastrophe (man versteht schnell, einer nuklearen Katastrophe) alle Verbindungen zur Außenwelt gekappt hat und Sprach- und Lebensweisen der Menschen kontrolliert. Die Jungen werden krank geboren und sterben früh, während die Alten immer älter werden. Menschen wechseln mindestens einmal im Leben ihr Geschlecht. Der alte Yoshiro kümmert sich um seinen Urenkel Mumey, der brüchige Zähne, verdrehte Beine und weiche Knochen hat und beginnt, sich aufzulösen. Ein weises und fröhliches Kind in einer zerstörten Welt. »Sind wir in hunderttausend Jahren also alle Kraken«, überlegen Mumey und Yoshiro und man möchte weinen und ist getröstet zugleich ob der Warmherzigkeit, mit der hier von Krankheit, Tod und Zerstörung erzählt wird. *Sendbo-o-te* hat Tawada, die in Fukushima war und mit den Menschen vor Ort gesprochen hat, auf Japanisch geschrieben, in einer Sprache, die gut Emotionen transportieren kann.

Wie absolut grenzenlos ihre Fantasie ist, zeigt Tawada auch im wunderbaren *Etüden im Schnee* von 2014: ein Generationenepos dreier Eisbären – Großmutter, Mutter und Sohn Knut, der medienbekannte Bär aus dem Berliner Zoo. Die Etüden sind als Ost-West-Geschichte, als Parabel über Migration, Erinnerung und Sprache lesbar, oder einfach als unterhaltsame und nachdenklich stimmende Tiergeschichte. Mit

spielerischer Leichtigkeit verwebt Tawada darin Mythos, Philosophie und Zeitgeschichte zu einer Komödie über das Anderssein und diejenigen, die ausgrenzen.

Auch die Betrachtung von Alltagsgegenständen ist typisch für Yoko Tawada. Sie promovierte bei Sigrid Weigel über *Spielzeug und Sprachmagie in der europäischen Literatur* und füllte mit der Betrachtung von Spielzeug in den Werken von E.T.A. Hoffmann, Kafka und anderen Autoren eine akademische Leerstelle. Auch in ihrem gerade erschienenen Roman *Eine Affäre ohne Menschen* sind Gegenstände die Hauptfiguren, aus deren Sicht die Liebesgeschichte zwischen einem Neonazi und einer Veganerin erzählt wird. Aus den Erzählungen von Wischlappen, Duschkopf, Kaffeemaschine, Handy, Spiegelei und vielem mehr schafft Tawada eine weitere grandiose Komödie, die die Störungen des Menschen und seiner seltsamen, müllproduzierenden, materialistischen Gegenwart zeigt. Dieses Buch hat sie auf Deutsch geschrieben, in einer Sprache, die sich, wie sie sagt, immer im Dialog mit den Naturwissenschaften entwickelt hat und daher gut zu diesem Stoff passt.

Bis 2006 lebte Yoko Tawada in Hamburg, seither in Berlin. Es wurden unzählige Seminararbeiten, Doktorarbeiten, Analysen, Erörterungen und Kritiken zu ihren Texten geschrieben. Es wurde nach jüdischen Spuren in ihrem Werk gesucht: Franz Kafka, Paul Celan, Walter Benjamin, Gershom Scholem und die Kabbala. Tatsächlich spürt sie eine gewisse Nähe zu vielen jüdischen Autor*innen, die mit der deutschen Sprache oft so frei umgehen, wie sie selbst es gerne tut. Ihre Texte sind in Lehrbüchern für Deutsch als Fremdsprache enthalten. Sie besucht Schulen und Unis, hält Vorträge auf der ganzen Welt.

Wenn es Ihnen so geht wie mir, dann gibt es ein Leben vor und ein Leben nach der Auseinandersetzung mit diesem Werk. Bei Tawada erzeugt die Migration der Wörter eine neue Form von Weltbezug. Ihre Literatur ist queere, oft feministische, philosophische Weltbeobachtung mit Witz, mit Wärme, mit Sanftmut. Es geht um Beziehung statt Status quo, um Reise statt Ankunft, um Verbindungsenergie statt geschlossenem Raum. Heimat und Identität zum Beispiel sind beweglich. Damit schreibt sie wahrlich interkulturell und im Sinne von Nelly Sachs, die in einem ihrer Gedichte schrieb:

»An Stelle von Heimat halte ich die Verwandlungen der Welt.« Wie kaum eine andere Literatin in Deutschland arbeitet Tawada an einer Sprache, die offen und einladend ist. Nach der Lektüre ihrer Texte kommt mir die Welt freundlicher vor. Das Staunen, in das sie uns durch ihre Augen immer wieder versetzt, verleiht Mut, alles doch noch einmal anders zu betrachten, im Kleinen vielleicht.

Ich erwähnte neulich gegenüber einem befreundeten Schriftsteller (Marko Dinić) den Namen Yoko Tawada und er rief aus: »Yoko Tawada ist die mutigste Schriftstellerin von allen!« Wer über Tawada spricht, trägt ein Leuchten in den Augen – und ich meine das mitnichten pathetisch, sondern als Hommage an ein außergewöhnliches und Begeisterung auslösendes Werk. Sie schenkt ihren Leser*innen eine ästhetische Erfahrung, die Fremdheit als freude- und gewinnbringenden Zustand begreifbar macht und gibt damit den vielen Menschen, die sich fremd fühlen oder zu Fremden gemacht werden, einen warmen und freundlichen Anknüpfungspunkt.

Wenn man ein politisches Statement aus ihrer Arbeit ziehen wollen würde, dann wäre es dieses: Dass Fremdheit und Migration keine Bedrohung sind, sondern ein Zugewinn. Doch sich einspannen zu lassen für politische Aussagen, das würde Yoko Tawada nicht wollen, genauso wenig, wie Nelly Sachs es wahrscheinlich gewollt hat. Sie ist schließlich eine Schriftstellerin und Lyrikerin. Und daher schließe ich mit einem ihrer Gedichte:

LAUTFUNDIERT

Treu sein
Nicht dir, sondern der Gegenwart
Lautgetreu, den Konturen des Windes entlang
Schreiben
Dem Stamm seine Leichtigkeit zurückgeben
Äste vergessen
Die Gliederung ist der Schatten der Skelette
Weg mit der Wurzel
Die die Sonne meidet

Yoko Tawada: Sie geben uns durch Ihre Literatur Mut, anders auf die Welt zu blicken. So mutig ist der Mensch. Wir danken Ihnen. Wir hören Sie. Arigatō.

Jona Elisa Jeska